

**TOGETHER AND SIDE BY SIDE IN THE MULTICULTURAL BUDJAK.
MEMORIES OF BESSARABIAN GERMANS**

**NEBEN- UND MITEINANDER IM MULTIKULTURELLEN BUDSCHAK.
BESSARABIENDEUTSCHE ERINNERUNGEN¹**

*Paulus Adelsgruber, dr., lector OeAD,
UPS „Ion Creangă” din Chişinău
SPU „Ion Creanga”, Chişinău
<https://orcid.org/0000-0001-7283-3229>*

CZU 323.11(=112.2)(478)“1918/1940”

Abstract

The article gives an insight into a research project that dealt with coexistence in the multicultural Budjak before the evacuation of the Germans (1940). In 2020, the author went to Stuttgart and interviewed seven Germans with roots in southern Bessarabia: The focus was on their own memories and the historical tradition within the family. It was found that Germans often cooperated closely with the other ethnic groups (Moldovans, Ukrainians, Russians, Jews and Bulgarians), especially in the field of profession and trade, while at the same time, in family life (marriage practice), villagers generally remained in each others company.

Key-words: Germans of Bessarabia, Budjak, intercultural relationship, interviews, memories

Rezumat

Articolul oferă o perspectivă asupra unui proiect de cercetare care a abordat coexistența în Budjak multicultural înainte de evacuarea germanilor (1940). În 2020, autorul a mers la Stuttgart și a intervievat șapte germani cu rădăcini în sudul Basarabiei: accentul a fost pus pe amintirile lor și pe tradiția istorică din familie. S-a constatat că germanii au cooperat adesea strâns cu celelalte grupuri etnice (moldoveni, ucraineni, ruși, evrei și bulgari), în special în domeniul profesiei și comerțului, în timp ce, în același timp, în viața de familie (practica căsătoriei), sătenii în general au rămas în fiecare companie.

Cuvinte-cheie: Germani din Basarabia, Bugeac, relație interculturală, interviuri, amintiri

Der südliche Teil des historischen Bessarabiens, auch bekannt als *Budschak* (tatar.-türk. „Winkel“), in dem zwischen 1814 und 1842 die deutschen Mutterkolonien gegründet wurden, war und ist von einer großen ethnographischen Vielfalt geprägt. Die Anzahl der Bessarabiendeutschen belief sich im Jahr 1930 (rumänische Volkszählung) auf rund 81.000, davon lebte die Mehrheit (56.000) im Kreis Cetatea-Albă (Akkerman, heute ukr. Bilhorod-Dnistrovs'kyj). In diesem Kreis lebten des Weiteren Bulgaren (71.000), Ukrainer (70.000), Rumänen (63.000), Russen (59.000), Juden (11.000), Gagausen (Turkvolk, mehrheitlich christlich-orthodox; 8.000), Roma (1.600) und 1.500 andere. [4, S. 36, 42] Die Zahlen zeigen nicht nur die große Vielfalt, sondern auch die zahlenmäßige Ausgeglichenheit der fünf größten Gruppen.

Im Jänner 2020 hatte ich die Gelegenheit, im Haus der Bessarabiendeutschen in Stuttgart sieben Interviews mit Bessarabiendeutschen und deren Nachfahren zu machen. Parallel dazu sichtete ich die Bibliotheksbestände, zu denen Ortschroniken, Jahrbücher und die Mikrofilme der „Deutschen Zeitung Bessarabiens“ (hg. in Tarutino, 1919-1940) zählen. Anlass meiner Reise waren Vorrecherchen zum Projekt „Interkulturelle Beziehungen der Bessarabiendeutschen 1918-1940“ (FZ DiMOS Regensburg), das in der zweiten Jahreshälfte 2020 an Universitäten in Chisinau und Izmajil realisiert wurde. Fokus des Projekts waren die

¹ Stark gekürzte Fassung meines Beitrags „Erinnerungen an Interethnik. Interviews mit Bessarabiendeutschen anno 2020“ [1].

interkulturellen Beziehungen der Bessarabiendeutschen vor ihrer Aussiedlung im Herbst 1940 sowie die Thematisierung des Themas im Universitätsunterricht in der Moldau und Ukraine. [2, S. 530f. sowie 5] (=nähere Informationen zum Projekt). In der folgenden Kurzfassung wird ein Ausschnitt der Ergebnisse präsentiert.

Die Interviewpartner/-innen: Was kann Oral History?

Einige meiner Gesprächspartner sprachen die Problematik der Erinnerung und der Methode der Oral History direkt an, so verwies etwa Interviewpartner Hugo Knöll einmal darauf, dass er den Umstand, dass die Bulgaren besonders aktive Gemüsebauern waren, aus zweiter Hand wusste („das hab‘ ich gehört“; Knöll, 13). Arthur Golwer zeigte mir die Problematik der mündlichen Überlieferung noch deutlicher auf: Zeugen, die bei der Auswanderung zwischen fünf und zehn Jahre alt waren, könnten im besten Fall noch Kindheitserinnerungen teilen. Gesellschaftliche und politische Themen hätten aber auch sie nur mehr von den Eltern gehört, und hierbei sei eben jeder sehr stark auf die „Vorgeschichte“ angewiesen, d. h. den Erfahrungshorizont der eigenen Familie. Nur durch das Studium von Literatur könne man sich ein adäquates Bild machen, „die mündliche Überlieferung können Sie vergessen“ (Golwer, 12-13). Diese Einschränkungen sind ernst zu nehmen. Betrachtungen wie diese können daher nur einen Teilaspekt abbilden – zur historischen Einordnung bleibt das Literatur- und Quellenstudium unerlässlich.

Vier der sieben Gesprächspartner kamen noch in Bessarabien zur Welt, das damals unter rumänischer Verwaltung stand. Das waren Arthur Golwer (geb. 1930, damals rum. Cetatea-Albă, dt. Akkerman, heute ukr. Bilhorod-Dnistrovs'kyj), David Aippersbach (geb. 1934 in Hoffnungstal/zerstört, östlich von Borodino), Hugo Knöll (geb. 1934 in Toplița/Teplitz/Teplycja) und Baldur Höllwarth (geb. 1938 in Cetatea-Albă/Akkerman/Bilhorod-Dnistrovs'kyj). Zwei weitere Interviewpartner kamen kurz nach der Umsiedlung zur Welt, beide in dem von NS-Deutschland besetzten Reichsgau Wartheland (Warthegau): Ingo Rüdiger Isert im Jahr 1941 in Bornhag (poln. Koźminek), seine Familie stammte aus Tatarbunar/Tatarbunary sowie Renate Kersting im Jahr 1942 in Klosterwiese (poln. Obra), ihre Familie stammte aus dem 1907 gegründeten Alexandru-cel-Bun/Alexanderfeld (der Vater war noch in Brienne geboren). Von Umsiedlung und Flucht nicht mehr unmittelbar betroffen war die jüngste Gesprächspartnerin, Sigrid Standke, geboren im Jahr 1951 im sächsischen Torgau, ihr Vater stammte aus Marazli/Maraslienfeld/Maraslijivka.

Bei allen sieben Interviewpartnern ist davon auszugehen, dass die innerfamiliäre Tradierung das eigene Bild von Bessarabien entscheidend prägte. Bei den drei zwischen 1930 und 1934 geborenen Gesprächspartnern kommen noch gewisse Kindheitserinnerungen dazu, wenn sie auch sehr eingeschränkt sein mögen. Bei Ute Schmidt, die in den 1990er Jahren umfangreiche Interviews durchführte, fungieren Personen der Jahrgänge 1925-1933 als „Zwischengeneration“. Die Jahrgänge 1934-1953 werden als „Generation II“ bezeichnet, dabei handelt es sich um die Kinder der eigentlichen Erlebnisgeneration („Generation I“, geb. 1909-1924), die im Jahr der Aussiedlung zumindest 16 Jahren alt waren und noch eine „deutliche Erinnerung an die alte Heimat Bessarabien besaßen“. [7, S. 32f.] Bei meinen Gesprächspartnern kommt noch ein weiterer Faktor zu tragen, der die Überformung der

Erinnerung betrifft: Es handelt sich um Personen, die sich intensiv mit der Geschichte ihrer einstigen Heimatregion beschäftigt haben und teils umfangreiche Werke über die Heimaterbe verfasst haben oder in der genealogischen Forschung und Ausstellungsarbeit aktiv sind.

Stadt – Dorf

Bezogen auf die Frage der interkulturellen Beziehungen machte es einen grundlegenden Unterschied, ob jemand in einem Marktflecken bzw. einer Stadt oder in einem bäuerlich geprägten, deutschen Kolonistendorf aufgewachsen ist. Stellten die Deutschen in Städten wie Akkerman und Tatarbanar nur eine sehr kleine Gruppe dar, so bildeten sie in ihren Dörfern die absolute Mehrheit.

Drei der sieben Befragten (bzw. ihre Familien) stammten aus Städten mit geringem Anteil an deutschen Personen: Zwei waren aus Akkerman, das im Jahr 1930 eine Gesamtbevölkerung von 25.074 Personen (davon 414 Deutsche) aufwies, eine Person aus Tatarbanar mit einer Bevölkerung von 7.628 (davon 47 Deutsche). Die vier anderen Befragten haben ihre Wurzeln in deutschen Dörfern: Das 1842 gegründete Hoffnungstal wies im Jahr 1930 eine Bevölkerung von 1.772 Deutschen und 74 Angehörigen anderer Nationalitäten auf, das 1817 gegründete Teplitz 2.303 Deutsche und 123 andere, das 1908 gegründete Alexanderfeld 572 Deutsche und 46 andere, das 1880 gegründete Maraslienfeld 840 Deutsche und 32 andere. [4, S. 63-70]

Die in Stadt und Land zu erwartende differente Sozialstruktur wird durch mein überschaubares Sample bestätigt. Die Städter waren den Berufsgruppen der Juristen, leitenden Angestellten und Industriellen zuzuordnen: Arthur Golwers Vater war in Akkerman als Rechtsanwalt tätig, jener von Baldur Höllwarth ebendort als Direktor der landwirtschaftlichen Genossenschaft „Budschak“ und Ingo Rüdiger Isert aus Tatarbanar entstammte einer Tuchmacherfamilie mit einer Tradition bis ins 17. Jahrhundert zurück (seit 1847 in Bessarabien, errichtete dort die erste Tuchfabrik). Bei den vier aus deutschen Dörfern abstammenden Personen überwog mit drei Nennungen der Bauernstand, in einem Fall übte der Vater des Befragten (Hugo Knöll aus Teplitz) das Handwerk des Wagenmachers aus.

Eigen- und Fremdbilder und die Gefahr des Stereotyps

Sowohl bei der Lektüre von Erinnerungstexten als auch bei den Interviews trat der Aspekt der Gruppenidentität hervor: Vor allem in den Dörfern definierte man sowohl sich selbst als auch die Angehörigen anderer Ethnien über die Zugehörigkeit zur Gruppe. Die Erklärung dafür kann zum einen in der Siedlungsgeschichte (das Fußfassen in einem wenig kultivierten Land war nur als Kollektiv denkbar) und zum anderen in der kulturellen und religiösen Identität gesehen werden: Für die mehrheitlich evangelisch-lutherischen Kolonisten spielte der Glaube eine zentrale Rolle; er wurde oft in Form pietistischer (stundistischer), gelegentlich auch freikirchlicher Strömungen gelebt. Daneben gab es auch Katholiken, die in vier überwiegend katholischen Dörfern lebten. Herr Isert erzählte von den 14 Evangelischen im katholischen Dorf Krasna: Um konfessionelle Konflikte zu vermeiden, seien sie in ein protestantisches Dorf umgesiedelt worden und umgekehrt wurden Katholiken aus protestantischen Dörfern in Krasna angesiedelt (Isert, 17). Die Segregation verlief also nicht nur entlang ethnischer Linien, sondern auch entlang konfessioneller. Auf dieselbe Weise lebten auch die Angehörigen der anderen Volksgruppen in „ihren“ Mehrheitsdörfern. „Es war nicht ein

Miteinander, es war ein Nebeneinander“, wie es Isert für die Situation in Tatarbunar ausdrückt (Isert, 30). David Aippersbach nannte es den „Stolz und das Selbstbewusstsein“ jeder Gruppe (Aippersbach, 19).

Bei der Darstellung der „Anderen“ finden häufig gewisse Stereotypen Anwendung, die oft mit beruflichen Zuschreibungen zu tun haben.

Überwiegend positiv war die kollektive Erinnerung an die bulgarische Bevölkerung, die hier beispielhaft erwähnt werden soll (für die anderen Gruppen s. die Langfassung dieses Beitrags). Sie wurden als arbeitsame Gärtner und Handwerker geschildert. So hebt Hugo Knöll ihre Fähigkeiten im Obst- und Gemüsebau und den Fleiß in der Werkstatt des Vaters hervor (Knöll, 12-16). Nach Isert waren sie „hochgeachtet als sogenannte Krautgärtner“, die die Märkte belieferten; ihre Dörfer galten als besonders sauber. Das gute Wirtschaften hätten sie von den Deutschen abgeschaut, wie eine bulgarische Museumsführerin in der Stadt Bolgrad Herrn Isert einmal erklärte (Isert, 30-31). Daneben werden sie auch als erfolgreiche Pferdezüchter (Kersting, 11) und als Maurer und Gipser (Höllwarth, 16) bezeichnet. Als historische Quelle wurden von mir zwei Serien von Volksportraits aus den „Jahrbüchern“ der 1950er Jahre herangezogen: „Unsere Nachbarn im Spiegel unserer Sprache“ von Rudolf Weiß sowie „Volkstypen aus Bessarabien“ von Karl Knauer. Beide Serien tradieren eine teilweise problematische Stereotypisierung (s. Langfassung).

Beispiel Arbeitswelt

In der Arbeitswelt waren die interethnischen Kontakte mitunter besonders intensiv. Vor allem auf größeren deutschen Bauernhöfen waren überwiegend russische Knechte und Mägde anzutreffen. Sie waren entweder für längere Zeit einquartiert oder kamen tagsüber aus den benachbarten Dörfern. Das Verhältnis zwischen Arbeitgeber und Arbeitnehmer wurde, wie bereits gezeigt, überwiegend in positiven Farben gezeichnet. Das soll vorläufig einmal so stehen gelassen werden. Russische Knechte waren mitunter bei deutschen Bauern einquartiert.

Kontakte gab es auch, wenn Angehörige anderer Volksgruppen für Deutsche Handwerkerarbeiten ausführten: So waren, wie erwähnt, Lipowaner in Alexanderfeld am Kirchenbau beteiligt. Und ein Russe Namens Magar [sic, ev. Makar/-ij] errichtete mit seinen Söhnen und weiteren russischen Helfern ab dem Frühjahr 1934 das Haus der Familie Richter in Alexanderfeld. Mathilde Richter gibt in unveröffentlichten Erinnerungen Einblick in die Familiengeschichte:

Wir hatten noch vor dem Bauen ein Schwein geschlachtet und im Dorf gab es auch einen Metzger, wo man jeden Tag frisches Lammfleisch kaufen konnte, so daß [sic] ich nie sorgen mußte, was ich auf den Tisch bringen soll. Wein durfte natürlich auch nicht fehlen, der hat vor allem dem Vater Magar gut geschmeckt. Nach dem Mittagessen war er immer eine Weile verschwunden. Vater kam mal in unserem kleinen Häuschen, in dem wir noch wohnten, auf die Bühne und da lag der Maurermeister hinter dem Kamin und hat sein Mittagsschläfchen gehalten. Aber seine Söhne waren tüchtig, auf die konnte er sich verlassen. [...] Nach dem Abendessen sind die Maurer meistens vor unser [sic] Häuschen gesessen und haben ihre russischen Lieder gesungen. Erna konnte damals ja noch kaum laufen, sie ging aber immer raus und setzte sich zu den Russen, da ihr das Singen anscheinend gefallen hat. [6, S. 49f.]

Dachstuhl, Decke und Türen wurden dann von Tischler Breitzkreutz erledigt. Einen Berufsstand des Zimmermannes habe es in Bessarabien nicht gegeben, die Arbeiten wurden vom Tischler übernommen; im Herbst 1934 konnte man einziehen. [6, S. 51] Neben dem Arbeitsverhältnis zwischen Bauer und nicht-deutschem Knecht bestand auch jenes zwischen Meister und nicht-deutschem Gesellen bzw. Lehrbuben: Der Vater von Hugo Knöll war einer der legendären Wagenmacher in Teplitz, die für ihr Handwerk über die Grenzen Bessarabiens hinaus bekannt waren, „Teplitzer Wagen“ waren ein Begriff in Odessa und nach dem Ersten Weltkrieg auch in Siebenbürgen. Er beschäftigte rund vier Russen und Bulgaren aus den Nachbardörfern in seinem Betrieb, aber keine Deutschen, denn die hätten ja ihre eigenen Landwirtschaften und Berufe gehabt: „Da ist keiner zum anderen [Deutschen] gegangen.“ Das habe auch für das Dienstpersonal auf Bauernhöfen gegolten, das waren auch Nichtdeutsche. Die Mitarbeiter hätten im Betrieb der Knölls gewohnt, in die Nachbardörfer sei es zu weit gewesen (Knöll, 12).

Für Alexanderfeld kann gezeigt werden, dass „Wissenstransfer“ auch in die umgekehrte Richtung funktionierte: Hier lernten deutsche Mädchen und Frauen das Schneidern von der jüdischen Schneiderin Kuznir (Kuşnir/Kuschnir), die mit ihrem Mann (einem Sattler) und den Kindern aus Bolgrad zugezogen war. Sie waren in einem kleinen Häuschen am Grundstück von Renate Kerstings Großmutter (Anna Elisabeth Richter) eingemietet:

Abb. 1 „Vater bei der Arbeit“: Wagenmacher Knöll sen. (links) mit einem Lehrjungen (rechts). Auf dem Wagen stehend Hugo Knöll (der Größere) und sein Cousin Herbert.



Q.: Privatbesitz Hugo Knöll. Ich danke Hr. Knöll herzlich für das Foto.

Abb. 2 Kinder der Schneider- und Sattlerfamilie Kuşnir: Rebekka, Ottilia und Israel



Q.: Heimatmuseum der Deutschen aus Bessarabien; abgebildet auch in [3, S. 133].

Sie war eine sehr tüchtige Schneiderin (...), da haben wirklich die Alexanderfelder jungen Frauen schneidern gelernt. Sie hat für das ganze Dorf genäht, wenn die Frauen das nicht selbst konnten. (Kersting, 7-8) [3, S. 133, ähnlich]

Gustav Richter, der Vater von Renate Kersting, „war mit der Familie Kusnir [sic] gut befreundet. Als die Deutschen von Bessarabien umgesiedelt wurden, hat die Familie Kusnir [sic] meinem Vater Gustav Richter das Foto ihrer Kinder Rebeka, Israel und Ottilie mit der

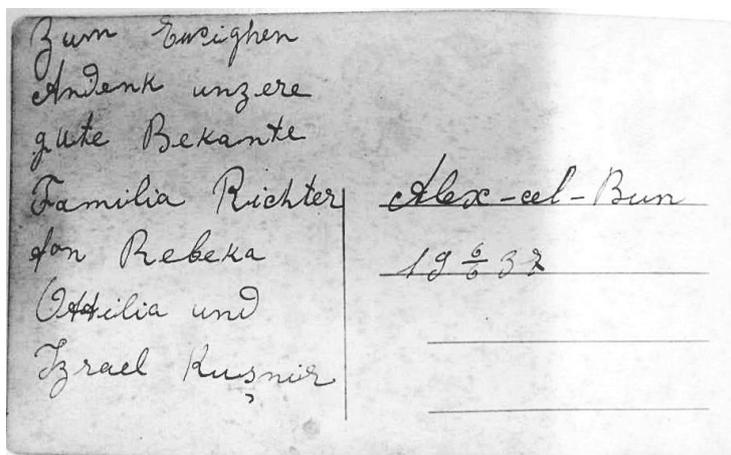
Widmung auf der Rückseite zum Andenken geschenkt“² (Abb. 2 und Abb. 3). In gebrochenem Deutsch ist hier zu lesen: „Zum Ewighen Andenk unsere gute Bekante Familia Richter fon Rebeka Otilia und Izrael Kusnir. Alex-cel-Bun, 6.6.1937.“³

Eine der Töchter der Familie Kusnir war mit einem Zionisten aus dem Nachbardorf verheiratet, der bereits nach Palästina ausgereist war – seine Frau reiste ihm später hinterher und man habe auch den Nachzug der übrigen Familie beantragt. Das wurde jedoch nur für die Mutter (die Schneiderin) und den jüngsten Sohn bewilligt. Der Vater und die anderen Kinder befanden sich zum Zeitpunkt der Umsiedlung der Deutschen noch in Alexanderfeld.

Antisemitische Einstellungen hätten in ihrer Familie keine Rolle gespielt, so Kersting, sehr wohl wusste sie aber über die ökonomisch begründeten Rivalitäten zu den Juden, die sich in

den 1930er Jahren auch in antijüdischen Darstellungen in der Presse niederschlugen (Kersting, 9-11). Diese Rivalitäten waren Baldur Höllwarth aus seiner eigenen Familiengeschichte bekannt: Sein Vater war einer der Direktoren der „Budschak-Genossenschaft“ gewesen, die mit dem exklusiv deutschen „Wirtschaftsverband“ konkurrierte. Die Genossenschaft kaufte Getreide und Soja bessarabischer Bauern auf

Abb. 3 Die Widmung der Familie Kusnir für Familie Richter (Rückseite von Abb. 2)



Q.: Heimatmuseum der Deutschen aus Bessarabien.

und exportierte es nach Deutschland, wobei man den Bauern bessere Preise geboten hätte als die jüdischen Händler. Höllwarth erzählt zudem von den relativ hohen Zinsen, die Bauern bei Bedarf für die Aussaat im Frühjahr bei jüdischen Kreditgebern zu bezahlen gehabt hätten (wobei er sich vor allem auf die Zarenzeit bezieht). Die von deutschen Genossenschaftlern betriebene Banca Bessarabia hätte in den 1920er Jahren günstigere Konditionen angeboten (Höllwarth, 9-10).

Sprachen

Im Betrieb des Wagenmachers Knöll habe man überwiegend Russisch gesprochen, das der Vater (geb. 1898), der im Ersten Weltkrieg Kriegsdienst in der russischen Armee in Persien versah, fließend beherrschte (Rumänisch beherrschte er kaum). Doch es sei wohl mitunter ein Kauderwelsch zu hören gewesen, da die Russen und Bulgaren auch Deutsch aufgenommen hatten (Knöll, 12-14). Schulzeit und Militärdienst beeinflussten den Spracherwerb erheblich.

² Textnachricht von Renate Kersting, Dezember 2020.

³ Das Bild wurde also eventuell bereits im Jahr 1937 verschenkt. Alexandru cel Bun war der rumänische Name von Alexanderfeld. Das Foto befindet sich in der Bibliothek des Bessarabiendeutschen Vereins in Stuttgart. Ich danke Renate Kersting für die Erlaubnis, die Fotos verwenden zu dürfen.

Je nachdem, welcher Generation man angehörte, sprach man entweder das Russische oder das Rumänische besser. Auch der Vater von David Aippersbach beherrschte das Russische perfekt und der Onkel, der nach dem Ersten Weltkrieg mit einem arbeitslosen russischen Lehrer befreundet war, sang gern russische Lieder. Später war der Onkel in der DDR als Russisch-Dolmetscher tätig (Aippersbach, 19-20). Der 1930 geborene Arthur Golwer lernte noch in der Volksschule Rumänisch, auf den Straßen von Akkerman überwog aber das Russische, in den Dörfern der Umgebung das Ukrainische. Während er das Rumänische weitgehend vergessen hat, ist sein Russisch „noch einigermaßen erhalten“ (Golwer, 1).

Wenige Kilometer südlich von Akkerman lag der Weinbauort Schabo, eine Gründung von Siedlern aus dem Kanton Waadt (Westschweiz), dementsprechend nahm hier das Französische eine wichtige Rolle ein. Russische Offiziere kamen bis 1917 gerne in den Ort, um gut zu essen und Wein zu trinken, sie konnten sich mit den Weinbauern und Gastwirten auf Französisch verständigen. In Schabo gab es auch Siedler aus Schwaben. Das Französische hatte allerdings ein höheres Prestige als das Deutsche, wie Herr Isert erzählt: „Es war auch eine feine Trennungslinie zwischen Französisch Sprechenden und Deutsch Sprechenden“, die auch im religiösen Bereich relevant war (evangelisch-reformierte Schweizer einerseits und evangelisch-lutherische Schwaben andererseits). Iserts Mutter stammte selbst aus einer gemischten französischschweizerisch-schwäbischen Familie aus Schabo (Isert, 13-15).

Fazit

Welche Bilder sind es nun also, die uns die „Bessarabier“ des Jahres 2020 über das Thema der Interethnik liefern: Es sind Bilder, die teilweise erstaunlich deutlich wirken, wenn man an die oft stereotype Kategorisierung der verschiedenen Volksgruppen denkt. Eine Differenzierung ist durch solche Interviews nur mehr schwer zu erreichen, denn dazu fehlt es jahrgangsbedingt an konkreter Erinnerung. In Summe überwiegt schließlich das Gefühl einer Zeit, in der man „mit allen sehr gut ausgekommen“ ist (Kersting, 13). Es ergeben sich teils idyllische Bilder, die der Realität des bäuerlichen Lebens jener Zeit wohl nicht immer standhalten können. Vokabeln wie Respekt (vor den anderen) und Stolz (auf das Eigene) kamen wiederholt vor. Das Leben der einfachen Landbevölkerung, welcher Ethnie sie auch immer angehörte, wird auch von vielen Entbehrungen geprägt gewesen sein. Diese standen allerdings nicht im Zentrum meiner Interviews. Und Erzählungen über offene Konflikte zwischen den Volksgruppen waren in der Tat äußerst selten. Noch immer deutlich war den Gesprächspartner auch die Erinnerung an Lehnwörter, besonders aus dem Russischen und Rumänischen. Der Kontakt mit den Verwaltungsbehörden sowie der von der Väter- und Großvätergeneration abgelegte Armeedienst waren hierfür besonders prägend.

BIBLIOGRAPHIE

1. ADELGRUBER, P. Erinnerungen an Interethnik. Interviews mit Bessarabiendeutschen anno 2020, In: Philipp, Hannes et. al. (Hg.): *Deutsch in der Ukraine. Geschichte, Gegenwart und zukünftige Potenziale*, Regensburg 2021 [=FzDiMOS, Bd. 10], S. 452-474. Online: <https://epub.uni-regensburg.de/44883/> (12.5.2021)
2. ADELGRUBER, P. et. al: Das Thema Bessarabiendeutsche an moldauischen und ukrainischen Universitäten. Interdisziplinäre didaktische Ansätze, In: Philipp, Hannes et. al.

- (Hg.): *Deutsch in der Ukraine. Geschichte, Gegenwart und zukünftige Potenziale*, Regensburg 2021 [=FzDiMOS, Bd. 10], S. 530-589. Online: <https://epub.uni-regensburg.de/44883/> (12.5.2021).
3. KERSTING, R./ISERT, I. R. *Alexanderfeld und das Nachbardorf Paruschowka in Bessarabien*. Stuttgart 2008.
 4. Museum und Archiv. Jahresheft 1996 des Heimatmuseums der Deutschen aus Bessarabien, Stuttgart 1997.
 5. Projektbericht von Galina Corman, online <https://fmg.md/de/internationales-projekt/> (12.5.2021).
 6. RICHTER (geb. Kalmbach), M. *Erinnerungen* [„Für meine Kinder und Enkelkinder. Weihnachten 1995“, Manuskript; Bibliothek des Bessarabiendeutschen Vereins, Stuttgart].
 7. SCHMIDT, U. *Die Deutschen aus Bessarabien. Eine Minderheit aus Südosteuropa (1814 bis heute)*. Köln 2004.

Interviews durchgeführt von P. Adelsgruber im Haus des Bessarabiendeutschen Vereins in Stuttgart, 12.–17. Jänner 2020, mit: Aippersbach, David (*1934), Golwer, Arthur (*1930), Höllwarth, Baldur (*1938), Isert, Ingo Rüdiger (*1941), Kersting, Renate (*1942), Knöll, Hugo (*1934), Standke, Sigrid (*1951)

VON „LINKER HAND“ ZU „LINKERHAND“. FORM- UND BEDEUTUNGSWANDEL

FROM „LINKER HAND“ TO „LINKERHAND“. CHANGE OF FORM AND MEANING

*Victor Chiseliu, dr. în filologie, conf. univ.,
UPS „Ion Creangă” din Chişinău*

*Victor Chiseliu, PhD, associate professor,
SPU „Ion Creangă”, Chişinău*

<https://orcid.org/0000-0003-0287-9533>

CZU 811.112.2'36

Abstract

In this article author tries to trace the construction of the German Language “linker Hand” or respective “linkerhand” in this historical development. Since, from the perspective of Construction Grammar, a construction represents a unit of form and meaning, the change of construction is treated as a change in form and a change in meaning. The author assumes that both processes are related and interconnected. The theoretical assumptions of the author are confirmed by the results of a corpus-based statistical analysis and by several evidence from the historical and modern linguistic corpora.

Key-words: Konstruktion, Form- und Bedeutungspaar, Konstruktionswandel, Formwandel, Bedeutungswandel, korpusbasierte empirische Analyse

Rezumat

În acest articol autorul încearcă să urmărească construcția din limba germană „linker Hand” sau respective „linkerhand” în dezvoltarea sa istorică. Deoarece, din perspectivă gramaticii construcțiilor, o construcție reprezintă o unitate de formă și sens, schimbarea istorică a construcției este tratată ca o schimbare de formă și o schimbare de sens. Autorul presupune că ambele procese sunt legate și interconectate. Ipotezele teoretice ale autorului sunt confirmate de rezultatele unei analize statistice bazate pe corpus și de mai multe dovezi din corpurile lingvistice istorice și moderne.

Cuvinte-cheie: Konstruktion, Form- und Bedeutungspaar, Konstruktionswandel, Formwandel, Bedeutungswandel, korpusbasierte empirische Analyse